

deckt-idealistische Züge trägt, die den Dialog mit der Welt von heute erschweren: Politische, soziologische oder ökonomische Fragestellungen etwa sind in einer solchen, tendentiell a-historischen Theoriearchitektur nur bedingt in den Blick zu bekommen – und das, obwohl gerade in jenen Feldern, die sich nur unzureichend in einer Sprache von (Ich-Du-)Beziehungen beschreiben lassen, Problemdruck auf ein christliches Menschenbild entsteht.

Es scheint daher, drittens, auch nicht ganz zufällig, dass die (nicht-theologischen) Fragehorizonte des ersten Kapitels die Arbeit zwar (mit)anstößen, aber als solche in den jeweiligen Reflexionsgängen nicht mehr in den Blick kommen – das anthropologische Programm spult sich gleichsam ohne diesen Außenbezug ab; gerade der bewusst gesuchte Bezug auf dieses Außen auch *im* eigenen Nachdenken könnte freilich Testfall für die eigene Sprachfähigkeit sein.

Wohlgemerkt: Die skizzierten Anfragen verdanken sich explizit einer Stärke des vorgelegten Grundrisses – denn dieser ist in der Tat profiliert genug, um einen Diskurs über ein Thema zu erzeugen, das theologisch zwar immer schon formal mit am Feld ist, aber doch eher selten mit einem eigenen Traktat material berücksichtigt wird. Nicht zuletzt in dieser Perspektive erfüllt D.s anthropologischer Grundriss ein wichtiges Desiderat – und hat dabei Qualitäten eines Referenzpunktes zukünftiger Diskurse.

Martin Dürnberger

BOELDERL, Artur R./EDER, Helmut/KREUTZER, Ansgar (Hg.), Zwischen Beautyfarm und Fußballplatz. Theologische Orte in der Populärkultur, echter-Verlag Würzburg 2005, 224 p., Pb., 14,80 Eur[D], ISBN 3-429-02735-7.

Sollte man eigentlich schon einmal von Sufjan Stevens, Jamie Cullum oder Matthew Herbert gehört haben? Oder eine grobe Vorstellung davon haben, welche Rolle *mister dob* im Kosmos japanischer Mangas spielt? Andersherum: Warum eigentlich muss man Wagner und Mozart einfach kennen? Die nicht unpolemischen Fragen bergen Möglichkeiten zur Selbsterkenntnis – auch für Theologinnen: Was sich in den Antworten darauf in der Regel auftut, ist der garstig breite Graben zwischen Hoch- und Popkultur. In seiner theologischen Variante formuliert: Die Beobachtung popkultureller Phänomene ist vielleicht Job von Religionspädagogen, aber nicht Sache akademischer Theologie. Der Wechsel vom Subjekt zur Disziplin verweist auf das Problem, flüchtige Phänomene (wie sie die Popkultur ausmachen, im Gegensatz zu den Ahnungen ewiger Wahrheiten in der Hochkultur) als theologische Erkenntnisorte zu würdigen. Genau darum ist es allerdings den AssistentInnen der Katholisch-Theologischen Privatuniversität Linz im vorliegenden Band zu tun: Sie „*begreifen Populärkultur als Denkraum eigenen Rechts*“, wobei es sich „*um eine Selbstreflexion desjenigen Raums han-*

delt, in dem die Theologie immer schon ihren Ort hat: die jeweils gegenwärtige Lebenswelt“ (7).

Der aus einer Ringvorlesung hervorgegangene Band enthält neun Beiträge, die unterschiedliche Bereiche gegenwärtiger Lebenswelten abdecken: Es geht um neue Kultformen, etwa in Bereichen wie Schönheit (Habringer-Hagleitner) oder Konsum (Freilinger), um gegenwärtige Subkulturen, die um utopische Erzählungen – wie etwa den Film »Matrix« (Eder) oder Fantasyliteratur (Rath) – herum entstehen, um mediale Konstruktionen von Politik (Boelderl), Mitleid (Hofer) oder Friede bzw. Gewalt (Urbanz) sowie um die lebensweltliche Bedeutung etwa der »Geiz ist geil«-Mentalität (Koller) oder des Fußballplatzes (Kreutzer). Wenn aus dieser Vielzahl solider und sehr guter Beiträge einige (der erste, letzte und mittlere) herausgegriffen werden, dann ist damit keine Wertung verbunden, sondern soll nachgezeichnet werden, wie das skizzierte Projekt systematischer Reflexion an popkulturellen Orten exemplarisch aussehen kann.

Silvia Habringer-Hagleitner, deren Artikel den Band einleitet, analysiert alltägliche Erfahrungen mit dem (nicht allein frauen-spezifischen) Imperativ »Schönheit«, um dann – freilich ohne einen genaueren Religionsbegriff vorzulegen – religiöse Charakteristika des Schönheitskults schlaglichtartig zu erhellen und dessen gesellschaftliches Biotop zu rekonstruieren. Diese drei Schritte werden dann theologisch gebrochen – und zwar nicht mittels einer affirmativen Angebotslegung, der zufolge das Christentum Instantlösungen für die aufgezeigten Probleme hat, sondern kritisch: Die skizzierten Probleme werfen auch Licht auf strukturell-irreführende Interpretationen des eigenen Glaubens (Leibfeindlichkeit, Schönheitsvergessenheit). Von hier aus kombiniert H.-H. dann bspw. künstlerische Auseinandersetzungen mit Nacktheit mit dem Konzept der Menschenwürde oder versucht Schönheit (biblisch) als relationales Konzept zu modellieren – aufgrund der gebotenen Kürze (v.a. was religionspädagogische Konsequenzen betrifft) holzschnittartig, aber grundsätzlich gangbare Wegeweisend.

Der philosophische Beitrag Michael Hofers beschäftigt sich unter dem Eindruck der Tsunami-Katastrophe im Dezember 2004 mit dem Zusammenhang von Mitleid und Fernsehen; erste Überlegungen gelten dem Problem, dass die Macht der Bilder recht unvermittelt auf unsere Emotionen zugreift, während das Biotop der Philosophie die Distanz ist – diese (auf der Metaebene wahrgenommene) Spannung zwischen philosophischer Reflexion, massenmedialem Bild und emotionaler Beanspruchung zieht sich (auch auf der Objektebene) als Problemvorgabe durch den gesamten Text. Im Blick auf verschiedene Positionen zur emotionalen Macht des Fernsehens sind Susan Sontags Gedanken zu den positiven Wirkungen des Bilds maßgeblich – wobei dem Mitleid sehr kritisch begegnet wird. Der letzte Gang gilt dann einer philosophiegeschichtlichen Arbeit am Begriff, wobei vor allem der späte Kant von Interesse ist, für den Mitleid eine Möglichkeit ist, auf das Sittengesetz aufmerksam zu werden. Hier deutet H. eine positive Lesart der Sontagschen Gedanken von Kant her an – und somit auch des Mediums

Fernsehen; allerdings bleibt dieses Fazit H.s etwas knapp, sodass eine engere Verbindung einzelner Teile bzw. eine ausführlichere Synthese am Ende des sehr dichten Artikels wünschenswert wäre.

Der Beitrag Ansgar Kreuzers schließlich, der den Band beschließt, beschäftigt sich mit dem Massenphänomen Fußball – nicht zuletzt mit Blick auf die diesjährige Weltmeisterschaft ein lohnendes Unterfangen. Phänomenologischen Betrachtungen folgen soziologische Zugänge zur Religion Fußball als »Theater der Gesellschaft«. Nach K. thematisieren sich Gesellschaften im Fußball selbst – und zwar auf ihre Kontingenz hin: Im Fußball inszeniert eine zweckrational geformte Gesellschaft „*das Scheitern ihres eigenen Machbarkeitsmythos.*“ (220) Im Zentrum des Sports stehen Ohnmachtserfahrungen: In dem Fußball Unbehagen am Mythos Machbarkeit gesellschaftlich kanalisiert, sensibilisiert er zugleich für die Realität des Unverfügbaren – und genau das ist ein möglicher Einsatzpunkt theologischen Nachdenkens. K.s durchaus überraschende These, Fußball nicht von Macht-, sondern Ohnmachtserfahrungen her aufzuschlüsseln, ist anregend und bringt interessante Einsichten im Blick auf moderne Gesellschaften ein. Es wäre sicher lohnend, diese These im Blick auf jüngere, postmoderne Entwicklungen im Fußball (etwa der Tendenz, dass der Arenenbesucher, der das Spiel als Eventprodukt konsumiert, den Fan, der das Ereignis selbst mitgestaltet, ersetzt) weiter zu verfolgen und zu fragen, ob hier in den letzten Jahren nicht ein wesentlicher Paradigmenwechsel stattgefunden hat – ob sich nach der Wiederverzauberung der Welt nicht die Vorzeichen verkehren (Fußball nicht als Gegen-Ort zu rationalisierten Außenwelten, sondern perfekt choreographiertes Gemeinschaftserlebnis, in Abhebung zu chaotischeren sozialen Wirklichkeiten) und damit mögliche theologische Einsatzpunkte verschieben.

Die vorgenommene Auswahl wird zwar nicht allen Autoren, aber (hoffentlich) dem ambitionierten Projekt an sich gerecht – denn in diesem geht es eben darum, verschiedene popkulturelle Phänomene nicht in einigen Zeilen abzuhandeln, sondern als Orte theologischer Reflexion ernstzunehmen. Diesen Anspruch lösen alle Beiträge des Bandes ein, kenntnisreich und mit ausführlichen Recherchen, wenn auch unterschiedlich ambitioniert, was die Bildung eigener Thesen betrifft (ein Umstand, der aber angesichts der Gefahr vorschnell theoretischer Vereinnahmungen und aufgrund des Vorlesungscharakters der Beiträge durchaus gut begründbar ist), sodass die vorliegenden Artikel Ansatzpunkte für weiterreichende Reflexionen in dieser Richtung sein können. »*Meide die Popkultur*«, heißt es in einem Song des deutschen Liedmachers peterlicht – eine Warnung, die für den vorliegenden Band unbegründet ist.

Martin Dürnberger